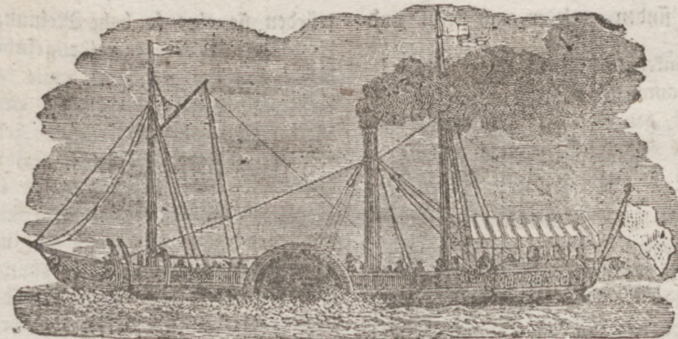
№ 50.

Donnerstag, am 27. April 1837.



Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Die beiden Nachbarn.

Der Nachbar mir zur rechten, der ist ein reicher Mann
Der durch die Gunst des Glückes sich Tausende gewann.
Durch alle Länder siehest Du seine Boten gehn,
Stolz läßt auf allen Meeren er seine Flaggen wehn,
Sein ganzes Leben stehet im reichsten Sonnenschein —
Was nur das Herz erfreuet, er nennt es alles sein!
Ein Weib gab ihm der Himmel, das ist so lieb, so hold,
Doch hält er es auch höher als all' sein Gut und Gold,
Und theure Kinder spielen gesund und froh um ihn —
Die schönsten Blumen sieht er auf seinen Pfaden blühn!
Doch was ihm Gott gegeben, dies schöne, reiche Gut,
Empfängt er fühllos nimmer als schuldigen Tribut,
Mit dankerfülltem Herzen nimmt er's vom Himmel an —
Der Nachbar mir zur rechten, er ist ein reicher Mann!
Und kämpft mit Noth und Sorge, mit Dürftigkeit ein Herz,
Da nahet er als Retter, da stillet er den Schmerz,
Nicht legte eine Rinde das Glück um seine Brust,
Nein, Andre zu beglücken ist seine höchste Lust!

Der Nachbar mir zur linken — wend' ich zu ihm den Blick,
Wie ist so arm sein Leben, so düster sein Geschick!
Nicht ruhet er, nicht legt er die Hände in den Schoos,
Und doch hat er errungen nichts als ein dürft'ges Loos!
Auch ihm zwar steht zur Seite ein Weib mit treuem Sinn,
Und theure Kinder gab ihm der Himmel zum Gewinn,
Doch um so schwerer drücket die Sorge nun auf ihn,
Wovon er sie soll speisen, wie er sie soll erziehn.
Ein bleicher Gast, die Krankheit, kehrt häufig bei ihm ein,
Verdoppelt seine Sorgen und mehret seine Pein.
Oft fehlt ein Kleid dem Armen, oft fehlte schon das Brod —
Und ach! nur selten findet ein Freund sich in der Noth!
Die Seinen hungern sehen, — giebts für ein Vaterherz
Wohl einen herbern Kummer, giebts einen größern Schmerz?
Gern möcht' er selbst ja dulden und tragen schwer und viel,
Fänd' er für ihren Kummer nur endlich Maas und Ziel.

Oft wußt' er's nicht zu finden, wie er auch strebt' und sann! —
Der Nachbar mir zur linken, er ist ein armer Mann!
Und möcht ihr ihn verdammen, wenn er in solcher Noth
Den Retter sich ersehnet, den bleichen Retter Tod?
Wie er auch späht — es eilet kein Retter ja herbei,
Der Tod nur macht den Armen von seinen Ketten frei!

Wenn sehnend oft das Auge zu meiner rechten blickt,
Und sich der Neid will regen, daß der so hoch beglückt,
Daß er allein erklommen des Lebens Sonnenhöh',
Von keinem Sturm getroffen, erreicht von keinem Weh,
Und wenn im Innern grollend dann eine Stimme spricht:
Warum, du ew'ger Vater! gabst du mir gleiches nicht?
Dann blick' ich schnell hinüber zu jenem armen Mann
Der sich trotz Fleiß und Mühe nur Schmerz und Noth gewann,
Beschämt senk' ich das Auge und spreche still in mir:
Viel mehr als ich verdiente, du Ew'ger, gabst du mir!
Nie durft' ich wahrhaft darben und nie empfand mein Herz
Gleich jenem armen Manne des Lebens tiefsten Schmerz.
Die Meinen alle stehen gesund und froh um mich —
Du Ew'ger! o wie glücklich und wie so reich bin ich!
Viel mehr als ich verdiente gabst du mir lebenslang,
Dich preise meine Seele im freud'gen Lobgesang!

Herrmann Waldow.

Wohlthun trägt Zinsen.
(Fortsetzung.)

Cläry wollte ihren Eltern durch die Rückkehr in ihr Haus keine vermehrte Ausgaben verursachen: deshalb nahm sie sich vor, lieber eine Stelle als Erzieherin, oder als Gesellschafterin irgend einer vornehmen Dame zu suchen, und sprach darüber, weil der Graf bei seinem unfreundlichen Benehmen gegen sie beharrte, so weh es auch seiner Gemahlin und Adelaiden that dieses wahrzunehmen, mit ihrer Mutter, der sie doch vorzugsweise ihren Plan mitzutheilen wünschte, bevor sie ihn ausführte. Allein Frau Lamin wollte davon durchaus nichts wissen, wie ebenso wenig ihr Gatte, den sie gleichfalls davon benachrichtigte; vielmehr behaupteten sie Beide, Cläry müsse in ihrem Hause oben das beste, ein Erkerstübchen beziehen, und hier sollte sie von ihnen gehegt und bedient werden wie eine Königin. Denn schwerlich würden sie eine so hohe Meinung von dieser, so viele Achtung und Liebe zu ihr gefühlt, und ihr so viele Vorzüge des Geistes wie des Herzens zugetraut haben, als ihrer lieben, einzigen Tochter Cläry, zu der sie von jeher hinauf geblickt hatten wie zur Sonne, in deren Glanz sie sich stets, so wie in dem dieses Gestirnes, gespiegelt und erlabt hatten.

Auch reichte ja ihr Einkommen hinlänglich zu, um ihre Cläry zu ernähren, und ihre bescheidenen Wünsche zu befriedigen; weshalb also sollte sie unter Fremde gehen, und ihren Unterhalt selbst sich verdienen? Clärys Eltern würden ihr jeden weiteren Gedanken daran sehr übel gedeutet haben, und trugen nun Beide Sorge dafür, das kleine Erkerstübchen, mit einem Kabinette versehen, worin Cläry schlafen sollte, so elegant wie nur irgend es möglich war auszuschmücken; damit die geliebte Tochter keine Veränderung ihrer Lage irgend schmerzend, ihrer Umgebung wegen, empfinden könnte. Vielmehr schmückten, noch bevor Cläry ihr Vorhaben dem Grafen du Baree mitgetheilt hatte, damit sie nur keinen andern Entschluß zu fassen vermochte, sehr hübsche Tapeten die Wände, die Möbels waren zwar nicht kostbar, aber geschmackvoll und ganz für das Zimmer einer jungen Dame geeignet, und eine Menge blühender Blumen prangten in saubern Töpfen innerhalb der Fenster. Jetzt, an einem Nachmittage nahm sich Cläry vor mit dem Grafen wegen ihres Entschlusses zu sprechen, und machte sich gefaßt darauf, seinem Verlangen noch länger in seinem Hause zu bleiben zu widerstreben. Allein sie fand sich von des Grafen Zustimmung in ihren Entschluß überrascht, und nur die tiefe Trauer, welche er bei der Gräfin und Adelaiden erweckte erschwerten ihn Cläry.

Wohl sträubte sich deren Stolz, und noch ein anderes Gefühl, dem sie keine Worte geben konnte, dagegen, daß sie von dem Grafen ein Jahrgehalt annehmen sollte. Aber seine Gemahlin bat sie mit solcher Innigkeit darum, und Adelaide unterstützte diese Bitten mit solcher Herzlichkeit, daß Cläry sich nur darauf beschränken konnte dieses Jahrgehalt um die Hälfte vermindert anzunehmen, und zwar auf eine Weise, daß es nicht ihr, sondern ihrer Mutter, als Adelaidens ehemaliger Amme zufiel.

Es waren noch recht trübe Stunden, welche Clärys Aufbruch aus dem Hause ihrer Wohlthäter vor-

an gingen, und um so trauriger, weil sie gar wohl bemerkte, wie der Graf nun in der letzten Zeit sich Zwang auflegen mußte, um sein kaltes, abgemessenes Benehmen gegen Cläry bis sie die Familie verlassen hatte, beizubehalten. Aber jede Zögerung würde nur Clärys Herz noch tiefer verwundet haben; deshalb entschloß sie sich kurz ihre Sachen bald nach dem Wohnorte und Hause ihrer Eltern schaffen zu lassen, und an einem Abende spät selbst dahin zu fahren.

Hand in Hand stand Cläry noch vor Tisch mit Adelaiden schweigsam in Schmerz versunken am Fenster ihres Schlafzimmers; Beide sahen hinaus in die Dunkelheit, und Beide fühlten so, als ob sie sich nun für immer trennen müßten; denn obgleich der Graf Cläry eingeladen hatte die Familie dann und wann künftig zu besuchen, so ließ ihr doch der Ton, womit es geschah, keinen Zweifel übrig, wie diese Einladung eigentlich im Grunde seines Herzens gemeint war. Cläry konnte also darum auch nur die Absicht haben seinem Wunsche, sie möchte ihm und den Seinigen so ferne als möglich treten, zu genügen. Diesen Vorsatz aber errieth Adelaide, und eben darum trauerte sie über Clärys Entfernung am meisten.

Da, als die Freundinnen eben am weichsten gestimmt waren, vernahmen sie plötzlich die Stimme ihres alten Bekannten Josepho, dessen Lieder sie in diesem Spätherbste noch nicht vernommen hatten, und wie schmerzend war das Gefühl, welches sie bei ihnen erweckte. Sie erinnerten sich wehmuthsvoll ihrer Kinderjahre, als sie zum erstenmale den kleinen Sänger gehört, was sie damals im nächsten Winter darauf, während seiner Krankheit für Sorgen um ihn ausgestanden, wie sie sich ein Jahr später, dann aber in jedem Spätherbste, wenn er zu Paris erschien, über die ihnen von ihm verehrten Federblumen gefreut, wie sie ihn, während der vielen Jahre ihrer Bekanntschaft täglich mit Kuchen gefüttert hatten. Wie konnte es also fehlen, daß sie nicht mit jedem Liede, das er anstimmte, trauriger wurden? daß sie endlich in einen Strom von Thränen ausbrachen, einander in die Arme sanken, und nicht aufhören konnten mit Weinen? Diese Gemüthsbewegung aber dauerte so lange fort, bis der Bediente sie zu Tische rief, wo sie schweigend einander gegenüber saßen, vor sich nieder auf den Teller sahen, von den ihnen vorgelegten Speisen nicht zu genießen vermochten, und als endlich der Wagen vorfuhr, in dem Cläry wegfahren sollte, in laute Schmerzenstöne ausbrachen.

Selbst der Graf schien nun gerührt zu werden, und trieb mit ängstlicher Hast zum Aufbruche; weil er gewahr ward, wie sehr schwer sich seine Gemahlin von Cläry losriß, und vielleicht darum eine Bitte von ihr, die Scheidende zu längerem Bleiben in seinem Hause zu vermögen, befürchten mochte. Deshalb säumte auch Cläry nicht mehr länger sich zu entfernen, umarmte ihre Wohlthäterin und Adelaiden heftig, wollte dem Grafen die Hand küssen, der sie jedoch an sein Herz drückte, ihre Wangen schnell mit seinen Lippen berührte, und darauf sie selbst nach dem Wagen geleitete, der mit ihr aus dem Hofthor rollte, noch bevor sie an Alles was vorging zu denken im Stande war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hydro-Oxigen-Gas-Mikroskop.

Dieses eigenthümliche, erst kürzlich von dem Engländer Cary erfundene Instrument zeigt seit einiger Zeit ein Herr C. Döbler mit vielem Beifall in Leipzig. Es ist darin mehr geleistet, als je bisher mittelst Anwendung der Optik hervorzubringen vermocht wurde. Das Mikroskop des Herrn Döbler unterscheidet sich von allen andern Vergrößerungsgläsern dadurch, daß die zu vergrößernden Gegenstände durch das blendendste Gaslicht erhellt gegen eine weiße Wand als Schattenbild abgespiegelt werden, ganz so, wie bei jeder gewöhnlichen laterna magica. Die Flamme, erzeugt durch Vereinigung von Wasser- und Sauerstoffgas, die beide wieder auf Kalk ausströmen, ist von so unglaublicher Helle, daß selbst die Flamme eines gewöhnlichen Lichtes noch deutlich einen Schatten wirft. Vermittelst dieser an sich sehr einfachen Vorrichtung ist es möglich geworden, die Vergrößerung auf einen unglaublich hohen Grad zu steigern, die in höchster Potenz das Dreimillionenfache der natürlichen Größe des unter die Gläser gebrachten Objekts erreicht. Unter den vergrößerten Gegenständen erregen das meiste Interesse die lebenden, dem bloßen Auge meist unsichtbaren Insekten in einem Wassertropfen. Die eigentlichen Infusorien schwellen an zur Größe einer Haselnuß, während an-

dere Insekten die Größe eines Taubeneies und darüber erreichen. In wirbelnder Bewegung wühlt und arbeitet eine unermeßliche Welt zahlloser Insekten durcheinander und fesselt die Aufmerksamkeit jedes Freundes der Natur. Die fast unsichtbaren feinsten Wasserschlängelchen schwellen zu armstarken Riesenschlangen an, die einen eben so bunt geschuppten Schuppenpanzer zur Schau tragen, wie jene. Gleich bewunderungswürdig sind die gezeigten Insektenlarven, die in natura 2 bis 3 Linien lang sich in einer verhältnißmäßig eben solchen Dicke zeigen. Der Stachel einer Wespe ist zweimal so groß als ein Elephantenzahn und der winzige Fuß einer Wasserfliege zeigt Krallen von 5 Zoll Länge. Das Gerippe eines Rosenblattes, Spitzengrund, Menschenhaar und ähnliche zarte Gegenstände hält man für Schiffstaue. Von hinreissender Schönheit ist die Krystallisation verschiedener Salze, die Herr Döbler vor das Mikroskop in flüssiger Substanz bringt und durch die Hitze am Glase krystallisiren läßt. Die seltsamsten, buntesten Gestalten wachsen mit überraschender Schnelligkeit wie aus dem Nichts hervor und verstatten einen Blick in die geheime Werkstatt der schöpferischen Natur, der jeden Naturforscher zu genauerer Prüfung auffordern muß. Bei einer vielleicht noch höher gesteigerten Vergrößerung dürften mittelst dieses Instruments der Naturforschung Entdeckungen möglich werden, die jede Erwartung leicht übertreffen möchten, und die bisher noch kein Forscher zu ahnen gewagt hat.

Charade.

Er und Sie.

Er.

Kennst Du das Wort, es stammt aus fremden Landen,
Acht Zeichen bilden seinen schönen Klang;
Es hält das Weltenall in festen Banden
Und seine Töne klingen, — wie Gesang.
Nur vier von seinen ersten Zeichen trüben
Mit ihrem Schatten nie Dein frohes Herz!
Doch würdest Du mich einmal nicht mehr lieben,
So brechen sie nur schnell mein armes Herz.

Sie.

Wohl kenn ich es das Wort aus fremden Landen,
Es folgt so gern' der Liebe zarter Spur,
Denn seit der Zeit, wo wir uns liebend fanden,
Umschwebt es mich im Grün und auf der Flur,
Doch fragst Du mich, ob ich je von Dir weichen,
Dich einst nicht mehr, wie heute, lieben kann,
Dann sagen leise die vier letzten Zeichen,
Ob meine Liebe endet; wo und wann?

Beide.

Umschwebe uns mit Deinen zarten Schwingen,
Du Götterkind, auf düst'rer Erdenbahn!
Daß wir Dir uns'res Dankes Opfer bringen,
Wenn wir verklärt uns Deiner Schöne nahn,
Dort wo an Lethe's sanften Wunderwellen
Der Erdennächte helle Morgen graun,
Dort — werden wir, bekränzt mit Immortellen,
Dich Herrliche! — in Deiner Heimath schaun.

Redakteur: Wilhelm Schumacher. Verlag von Fr. Sam. Gerhard.
Gedruckt in der Wedelschen Hofbuchdruckerei.